

BAUNETZWOCHE #530

Das Querformat für Architekten

28. Februar 2019



**QUALITÄT
DER GRÖSSE**

**GROSSSTRUKTUREN
DER SECHZIGER UND SIEBZIGER JAHRE**

**PALAST
DER REPUBLIK**

*erscheint
in neuem Licht*

DIESE WOCHE

Großstrukturen zählen zu den markantesten Innovationen der Architektur der sechziger und siebziger Jahre. Sie versprachen technischen Fortschritt und Wohlstand für die breite Masse. Heute werden diese Versprechen vor allem in Asien und im arabischen Raum geschätzt. In Europa hingegen kämpfen viele Großbauten mit Leerstand, Verfallserscheinungen und einem schlechten Image. Zwar lassen sich gewisse städtebauliche Probleme nicht leugnen, doch zeigen erfolgreiche Aufwertungen, dass es zu kurz greift, Großstrukturen pauschal zum Abbruch freizugeben.



5 Qualität der Größe Großstrukturen der sechziger und siebziger Jahre

Von Sonja Hnilica

3 Architekturwoche

4 News

20 Bild der Woche

Titel: Cumbernauld Central Area von Geoffrey Copcutt et al., 1958–69, Ansicht 1963 Foto: Richard Langendorf, MIT Libraries, Richard Langendorf Collection

oben: Zugang zum Ihme-Zentrum in Hannover 2016. Die Sockelzone steht seit Jahren weitgehend leer. Foto: Sonja Hnilica

BauNetz Media GmbH

Geschäftsführer: Dirk Schönig

Chefredaktion: Friederike Meyer

Gestaltung / Artdirektion: Natascha Schuler

Keine Ausgabe verpassen mit dem Baunetzwoche-Newsletter. Jetzt abonnieren!



Siegreicher Wettbewerbsentwurf © Adjaye Associates + Malcolm Reading Consultants

MITTWOCH

Als hätten die Briten nicht schon genug Streit im House of Parliament. Auch in den davor liegenden Londoner Victoria Tower Gardens gibt es Ärger. Dort ist ein Holocaust-Memorial nach Entwürfen von Adjaye Associates und Ron Arad Architects geplant. Diese hatten im Oktober 2017 einen entsprechenden Wettbewerb gewonnen. Sie schlugen 23 riesige, in den Boden versenkte Bronzetafeln vor, die 22 enge Couloirs hinab in eine unterirdische Gedenkstätte bilden. Nicht nur Anwohner protestieren gegen die Dominanz des Bauwerkes in dem kleinen Park. Auch die UNESCO hat sich eingeschaltet. Die Gedenkstätte würde das seit 1987 weltbergeschützte Ensemble in Westminster beeinträchtigen, die Sicht auf den Turm und die Bauten behindern und den Garten dominieren. David Adjaye verteidigt seinen Entwurf mit dem Argument, die Störung sei Teil des Konzepts. *fm*

NEWS

AUSSTELLUNG IN LONDON

QUEER SPACES: 1980S – TODAY



That Ray, Royal Vauxhall Tavern 2018, Foto: Léa L'attentive

Zwischen 2006 und 2016 sind die Orte in London, in der die LGBTQ-Szene verkehrt, von 125 auf 53 geschrumpft. LGBT steht für Lesbian, Gay, Bisexual und Transgender. Die Ausstellung zeigt den radikalen Erfindergeist, Kreativität und Unpräzision, die in den queeren Räumen von London stecken und sie wirft einen festlichen und trotzigen Blick auf deren Geschichte. Selten gesehene Archivmaterial kombiniert sie mit Originalarbeiten von Künstlern, die sich mit der des kulturellen Lebens von LGBTQ + beschäftigen, und berücksichtigt, wie die marktgesteuerte Neugestaltung von Stadträumen die Szene rasch verändert.

2. April bis 25. August 2019

whitechapelgallery.org

PATTERN AND DECORATION

AUSSTELLUNG IM MUMOK IN WIEN



Kim MacConnel / Ludwig Museum - Museum of Contemporary Art, Budapest

Im Wiener Mumok präsentiert „Pattern and Decoration. Ornament als Versprechen“ eine umfassende Sammlung der US-amerikanischen Bewegung *Pattern and Decoration*, die in der 1970er Jahren aufkam. Mit Mosaiken, Textilkollagen, Malereien, Illustrationen und Performances engagierten sich feministische Künstler und Künstlerinnen, wie Miriam Schapiro, Joyce Kozloff, Valerie Jaudon oder Robert Kushner, um die Farb- und Formenvielfalt in die Kunst zurückzuholen und setzten dabei vor allem auf kunsthandwerkliche Techniken. Als Gegenströmung zur puristischen Kunst der 60er Jahre, flossen viele ornamentale oder bunte Traditionen zusammen. bis 8. September 2019

www.mumok.at

DORTE MANDRUP

AUSSTELLUNG IN KOPENHAGEN



Foto: Adam Mørk

Während auf Grönland das Eis schmilzt, steigt im Wattenmeer der Wasserstand. Diese Tatsache ist Aufhänger und Sinnbild für die Ausstellung „Irreplacable Landscapes“ im Dänischen Architekturzentrum (DAC) in Kopenhagen, das vergangenes Jahr in den vielzitierten BLOX-Neubau gezogen ist. Sie zeigt vier Projekte der dänischen Architektin Dorte Mandrup und stellt die Frage, wie Landschaft und Klimawandel die Architektur prägen. Mandrup hat Wattenmeerzentren für Dänemark, Deutschland, die Niederlande und Grönland geplant. Die Besucher können die Architektur über Installationen und VR-Filme entdecken.

22. März bis 26. Mai 2019

www.dac.dk

BAUNETZ WISSEN

KLARE KANTE



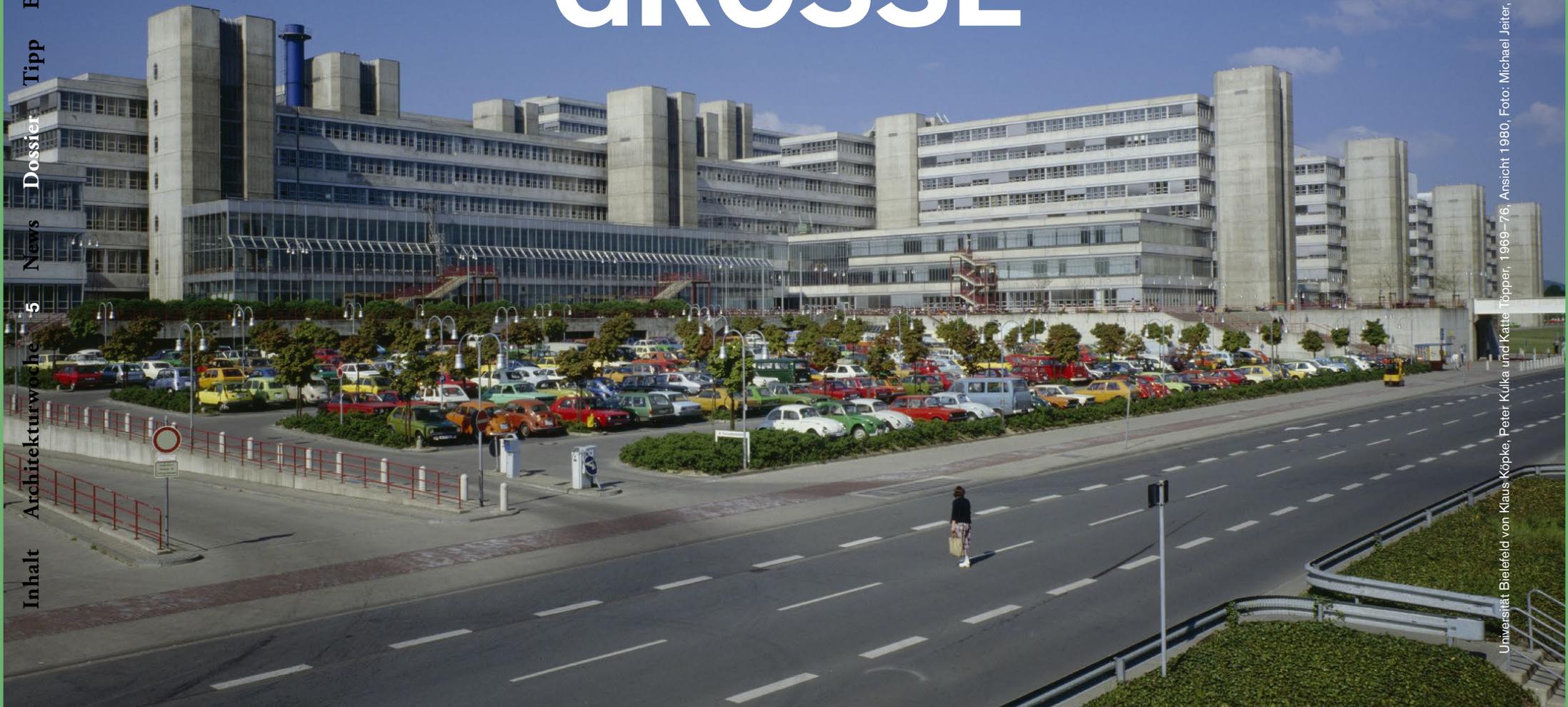
Foto: Rathscheck Schiefer, Mayen

Der Architekt und Schinkelschüler Carl August Schramm plante 1857 in Bautzen das erste Schulgebäude außerhalb der historischen Stadtmauern. Heute beherbergt der hell verputzte, dreigeschossige Altbau mit Schieferdach das *Berufliche Schulzentrum für Wirtschaft und Technik Bautzen*. Den großen gemeinsamen Hof flankiert seit 2017 ein lang gestreckter schmaler Riegel, der sich deutlich vom Bestand abhebt. Seine klare Kontur betont die anthrazitfarbene Hülle aus Schiefer, mit Fensterreihen, die außen bündig liegen. Die Kubatur erscheint gegensätzlich, durch die räumliche Anordnung und das gewählte Material aber gelingt die Verbindung von alt und neu.

www.baunetzwissen.de/schiefer

QUALITÄT DER GRÖSSE

Inhalt Architekturwoche 5 News Dossier Tipp Bild der Woche



Universität Bielefeld von Klaus Köpke, Peter Kulka und Katte Töpfer, 1969-76, Ansicht 1980, Foto: Michael Jeiter, Bildarchiv Foto Marburg

QUALITÄT DER GRÖSSE

GROSSSTRUKTUREN DER SECHZIGER UND SIEBZIGER JAHRE

VON SONJA HNILICA

Großstrukturen zählen zu den markantesten Innovationen der Architektur der sechziger und siebziger Jahre. Sie wurden größer als das, was man gemeinhin noch als Haus bezeichnen würde – sie wurden ein Stück Stadt. An den Großprojekten der Boomjahre wie der Ruhruniversität Bochum oder dem Klinikum Aachen scheiden sich die Geister. Großstrukturen sprengen die klassische Unterscheidung zwischen Haus und Stadt. Sie beanspruchen im selben Maße Fläche wie sonst ganze Stadtteile. Im Corviale in Rom oder Le Lignon in Genf wohnen so viele Menschen wie traditionell in einer Kleinstadt – und das in einem einzigen Gebäude. Baukomplexe wie das Nordwestzentrum in Frankfurt am Main oder das Ihme-Zentrum in Hannover beherbergten alle Funktionen des täglichen Lebens, so dass man auf dem Weg von der Wohnung zur Arbeit und zum Einkauf nicht den Bus, sondern den Aufzug nehmen konnte. In einem einzigen Bauwerk sollten in größt-



Mit den markanten freiliegenden farbigen Installationen wurde das Klinikum Aachen von Wolfgang Weber, Peter Brand und Partner (1969–85) als „the mightiest megastructure yet built“ gerühmt. Foto: Wikimedia Commons, CC-BY-SA-3.0, 1971 markus at wikipedia

möglicher Dichte alle Funktionen vereint werden, die eine Gesellschaft zum Leben braucht.

Die neuen, großen Bauten wurden rational organisiert und streng im Raster konstruiert. Und sie hatten einen hochgradig utopischen Gehalt, denn die ausgeführten Bauten wurden zumeist als Prototypen verstanden – als Beginn einer neuen, umwälzenden Architekturentwicklung. Man erwartete, dass Großstrukturen die traditionelle Stadt mit ihrem Straßennetz und ihren Plätzen, den parzellierten Blöcken und Einzelhäusern in naher Zukunft ablösen würden. Großstrukturen waren das architektonische Resultat des modernen technischen Fortschrittsglaubens. Man baute mit industriellen Methoden für die moderne Massengesellschaft.



STADT IN EINEM HAUS UND RIESENMASCHINE

Manche Bauten wollten tatsächlich eine „Stadt in einem Haus“ sein, zum Beispiel das Nordwestzentrum in Frankfurt am Main, das Otto Apel, Hannsgeorg Beckert und Gilbert Becker 1962–68 als neue Mitte einer großen Neubausiedlung errichteten. Ein einziges großes Gebäude sollte die Funktionen eines ganzen Stadtzentrums aufnehmen. Integriert wurden ein Einkaufszentrum, Wohnungen und Büros, Schwimmbad, Kindergarten, eine Fachhochschule mit Studentenheim, Bücherei und öffentliche Plätze. Der burgartige Komplex sitzt auf einem riesigen Parkhaussockel mit Busbahnhof und U-Bahnanschluss. Er ist für Fußgänger nur über Brücken zu erreichen, da er von einer mehrspurigen Verkehrsspanne umflossen wird. Von Zeitgenossen wurde das Nordwestzentrum wegen seiner inneren Qualitäten als „Stadt der Zukunft“ gepriesen. Das Stadtzentrum von Cumbernauld in Schottland, um ein zweites Beispiel zu nennen, wurde 1958–69 von Geoffrey Copcutt et al. errichtet. Die hochverdichtete Struktur nahm ebenfalls alle Funktionen eines Stadtzentrums in einem einzigen Gebäude auf: Verkehr, Shopping, Unterhaltung, Wohnen und Dienstleistungen wurden auf mehreren Ebenen übereinandergeschichtet. Die Fachwelt feierte das Zentrum und zeichnete es mit einem renommierten Städtebaupreis aus. Dabei war die Vorstellung der Stadt als ein einziges großes Haus an sich keineswegs neu – sie findet sich schon in der Antike. Ein vielzitiertes Vorbild der Idee der „Stadt in einem Haus“ ist in den 1960ern das Amphitheater in Arles, ein römisches Großbauwerk, das im Mittelalter zu einer befestigten Stadt umgebaut worden war.

Großstrukturen wurden andererseits geplant, um einzelne, sehr komplexe Funktionen an einem Ort zu konzentrieren und zu optimieren. Das 1969–85 errichtete Klinikum Aachen ist eine riesige Gesundheitsmaschine. Zwischen 24 Versorgungsgeschächten aus Stahlbeton sind weit gespannte Stahlbetondecken eingehängt. 130.000qm Nettonutzfläche sind streng im Raster organisiert. Die freiliegenden farbigen Installationen

Nordwestzentrum in Frankfurt am Main von ABB (Otto Apel, Hannsgeorg Beckert und Gilbert Becker), 1962–68, Luftbild 1968
Foto: Architektur und Wohnform 1969



Nordwestzentrum in Frankfurt am Main von ABB (Otto Apel, Hannsgeorg Beckert und Gilbert Becker), 1962–68, Ansicht des zentralen Freibereichs aus dem Jahr 1968 (links). Foto: Walter Schröder, Bildarchiv Foto Marburg
Rechts: Große Teile der öffentlichen Freibereiche wurden in den 1990er Jahren überdacht und zu einer Shoppingmall umgebaut. Foto von 2016: Max Riesselmann

im Inneren wie auch Außen erinnern an eine Raumstation oder Raffinerie. Das Bauwerk wurde von Zeitgenossen als „gewaltigste Megastruktur“ aller Zeiten beschrieben und als „gigantische Festung oder wie eine nicht weniger große Raumstation“. Aus aller Welt pilgerten Architekten zur Baustelle. In der Öffentlichkeit wurde das Bauwerk jedoch seit seiner Errichtung stark angefeindet und galt vielen als Inbegriff menschenverachtender Apparatedizin. Seit 2009 steht das Klinikum unter Denkmalschutz, man kann es mit gutem Gewissen als das Denkmal einer technikgläubigen Epoche bezeichnen. Etwa zeitgleich entstand übrigens in Kanada ein ganz ähnliches Projekt: die McMaster-Universitätsklinik in Hamilton, Ontario von Eberhard Zeidler war sogar noch etwas größer.

Die Universität Bielefeld von Klaus Köpke, Peter Kulka und Katte Töpfer (1969–76) ist eine kompakte, rational organisierte Großform von 450 Metern Länge und mit 154.000 Quadratmetern Nutzfläche. Eine 240 Meter lange, glasgedeckte Halle bildet das identitätsstiftende Kernstück des Baus. Institutsbauten fassen diese als Hochhäuser kammartig ein. Bielefeld ist unter den bundesdeutschen Campusuniversitäten diejenige, die am konsequentesten von ihren inneren Abläufen her räumlich optimiert wurde. Der Soziologe Dietrich Storbeck, ab 1971 Prorektor für Struktur, Planung und Bauangelegenheiten der Universität, formulierte als Leitspruch: „Die Universitäten unserer Tage sind wissenschaftliche Großbetriebe.“

Die Ruhr-Universität Bochum von Hentrich Petschnigg und Partner et. al entstand 1962–84. Der Komplex besteht aus zwei Reihen längsrechteckiger Hochhäuser auf einem Sockel von einem Kilometer Länge. In der Querachse stehen als Solitäre die Sonderbauten wie Audimax und Bibliothek. Foto: Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0, Tuxyso, 2014



DER WERT DER GRÖSSE

Die Geschichte der europäischen Architektur der sogenannten Boom-Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ist bekanntlich eine Geschichte der Superlative: große Investitionen, industrielle Bauweisen und ambitionierte soziale Konzepte. Die größte Baustelle Westdeutschlands war Mitte der 1960er Jahre die Ruhr-Universität Bochum. Rund 370.000 Quadratmeter Nutzfläche wurden binnen zwanzig Jahren errichtet. Die erste Universitätsneugründung in der Bundesrepublik war auch architektonisch ein großer Wurf: eine einen Kilometer lange Großform aus Stahlbeton in industrieller Bauweise. Die Ruhr-Universität sollte den breiten Massen die Bildung eröffnen und drückte diesen Anspruch auch architektonisch aus. 1965 interpretierte die bekannte FDP-Politikerin Hildegard Hamm-Brücher die zeichenhafte Architektur der Ruhr-Universität als „Schiffswerft [...], in der drei supermoderne Ozeanriesen kurz vor dem Stapellauf auf dem Trockendock liegen“. Sie beschwor die Symbolik moderner Bildungsschiffe, die sich anschickten, in eine klassenlose Gesellschaft aufzubrechen. 1974, kaum zehn Jahre später, beschrieb der künftige ZEIT-Herausgeber Michael Naumann, der in jun-

gen Jahren als Assistent an der Ruhr-Universität Bochum gearbeitet hatte, die Bochumer Universität als „Horror-Architektur“, als monotone, geisttötende und menschenverachtende, technokratische Riesenmaschine. Der Bau sei ein „geisteswiderwärtiges Monument von Großmannssucht, bildungspolitischer Protzerei, architektonischem Brutalismus [...]. Und überall Beton. Er duckt den Gang, das Wort, den Gedanken. [...] Hirnfabrik ...“

Spätestens im Verlauf der neunziger Jahre kämpften besonders die multifunktionalen Komplexe europaweit mit Leerstand, Verfallserscheinungen und einem schlechten Image. Das Stadtzentrum von Cumbernauld wurde um die Jahrtausendwende zweimal zum hässlichsten Stadtzentrum Großbritanniens gewählt. Heute ist das Ensemble durch mehrere Umbauten entstellt und steht im Schatten eines noch viel größeren Einkaufszentrums. Die Diskrepanzen zwischen architektonischer Utopie und gebauter Wirklichkeit hätten größer kaum sein können.

In den Debatten um den Erhalt des architektonischen Erbes der Nachkriegsmoderne der jüngsten Zeit wurde Größe immer wieder thematisiert und zwar meistens als problematische Eigenschaft. Man greift auf Metaphern wie „Gestrandete Wale“ oder „Dinosaurier“ zurück, was impliziert, dass es sich bei den Großkomplexen der 1960er und 1970er Jahre gewissermaßen um eine Sackgasse der Evolution handele.

Dennoch ist es zu kurz gegriffen, Großstrukturen pauschal zu einer Einbahnstraße der Geschichte zu erklären und zum Abbruch freizugeben. Es ist eine Binsenweisheit, dass der Blick auf die Vergangenheit stets von gegenwärtigen Interessen geprägt ist. Das Heroische, das den baulichen Großtaten der sechziger Jahre innewohnt, wird heute kaum gewürdigt. Warum wird am Großen gegenwärtig hauptsächlich das

Negative thematisiert – der unmenschliche Maßstab, die Hässlichkeit des Betons, die Gnadenlosigkeit des Rasters –, aber kaum je die Erhabenheit der Geste, die gewaltige technische Leistung, die soziale Utopie?

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hatten Architekten ihre Visionen für die moderne Welt formuliert. Le Corbusier entwickelte in seinem Plan Obus für Algier von 1934 eine bewohnbare Autobahn, ein Bauwerk in einem bislang ungekannten landschaftlichen Maßstab. Der japanische Architekt Kenzo Tange erdachte 1960 ein Projekt, in dem er die Bucht von Tokio mit einer riesigen Brücke überspannen wollte, eine ganz neuartige Stadt aus weitgespannten Großstrukturen und auf Plattformen über dem Wasser schwebenden Hügelhäusern. Tanges Utopie ging in Publikationen um die



Cumbernauld Central Area von Geoffrey Copcutt et al., 1958–69, Ansicht 1963, Foto: Richard Langendorf, MIT Libraries, Richard Langendorf Collection. Über zwei Parkbenen stapelten sich Lagerflächen und drei Fußgängerebenen mit Büros, Bücherei, Gemeindezentrum sowie kommerzielle Nutzungen und ganz oben ein Riegel mit Wohnungen. So sollte ein vor Wetter und Autolärm geschütztes urbanes Erlebnis kreiert werden.



Im Mittelalter brachen die gotischen Kathedralen Größenrekorde. Mit 136,44 Metern war der Turm des Wiener Stephansdoms zur Zeit seiner Fertigstellung 1433 der höchste Kirchturm der Welt. Foto: Bwag/Wikimedia Commons, CC-BY-SA-4.0



Der Sonnenkönig beeindruckte seine Untertanen auch durch Größe. Die Fassade des Schloss in Versailles von Louis Le Vau, Jules Hardouin-Mansart (1661–1710) hatte ist über 680 Meter lang. Foto: Wikimedia commons, CC BY-SA 3.0, ToucanWings, 2013



Es war erklärtes Ziel des Auftraggebers, Scheich Mahamad bin Raschid al Maktum, mit dem 828 Meter hohen Burj Khalifa in Dubai von Adrian Smith/Skidmore, Owings and Merrill (2004–10) einen Höhenrekord aufzustellen. Foto: Wikimedia Commons, CC BY 2.0, Joi

Welt und wurde vielerorts zum Vorbild für Architekten. Das Bauen im übermenschlichen oder auch landschaftlichen Maßstab war technisch möglich geworden und schien zur Lösung der Menschheitsprobleme beizutragen.

Der Philosoph Georg Picht plädierte in seiner berühmten Radiovorlesung „Mut zur Utopie“ 1968 dafür, „mit einem riesigen technischen Aufwand eine künstliche Welt zu errichten“, um die Zukunft der Menschheit zu sichern. Architekten entwarfen Megastrukturen, die über den Dächern der alten Städte schwebten, Gebirge erschließen und die Arktis besiedeln sollten. Es schien nicht einmal ausgeschlossen, eines Tages auf dem Mond zu wohnen. Kurzum: Man glaubte an die Technik als Fortsetzung der Evolution mit anderen Mitteln.

Als dieser Optimismus ins Wanken geriet, erschienen auch die architektonischen Symbole obskur, wie sich am Umschwung der öffentlichen Meinung gegenüber Großstrukturen zeigt. Der *Club of Rome* warnte 1972 vor den „Grenzen des Wachstums“. Die Ölkrise löste eine Rezession aus. Seit Mitte der Siebzigerjahre die Altstädte wiederentdeckt wurden, kämpften viele Architekten, Bürger und Politiker um die Rückgewinnung eines lebenswerten, urbanen Stadtraums. Die Großstrukturen erwiesen sich hierbei als Störfaktoren. Größe wurde bald überwiegend negativ wahrgenommen. Diese Skepsis hält bis heute an: Großprojekte werden gerade in der deutschen Öffentlichkeit häufig als inhuman, undemokratisch, neoliberal und umweltzerstörerisch gesehen.

Dass diese Interpretation zu kurz greift, zeigt der Blick nach Asien, wo wir im Zuge der rasanten Urbanisierungsprozesse auch einen Wettstreit um bauliche Superlative beobachten können. Als weltgrößtes Gebäude gilt gegenwärtig eine Freizeit- und Shoppingmall, das 2013 eröffnete New Century Global Center in Chengdu/China (2010–13). Die 1,7 Hektar Nutzfläche, die das Zentrum bietet, entsprechen etwa der Fläche der Insel Helgoland. Die neuen Mega-Malls sind nicht nur Zeugen eines enormen Repräsentationsbedürfnisses, sondern vor allem auch eines enormen wirtschaftlichen Aufschwungs.

Auch wenn architektonische Größe in Deutschland derzeit mit Skepsis gesehen wird: „Von Großprojekten geht eine ganz besondere Faszination aus. Dass große Männer

ihre Größe durch große Bauten demonstrieren sollen, davon war man schon in der Antike überzeugt. Die „Römische Größe“ ist sprichwörtlich. Generell schien das große Bauen früher vorwiegend für Götter angemessen. Mit 136,44 Metern Höhe war etwa der Turm des Wiener Stephansdom zur Zeit seiner Errichtung im 15. Jahrhundert das höchste Bauwerk der Welt. Étienne-Louis Boullée vertrat 1790 die Überzeugung, dass große Dimensionen eine Ahnung des Metaphysischen vermitteln könnten. Diese Tatsache machten sich auch weltliche Herrscher zunutze. Der Sonnenkönig beeindruckte seine Untertanen mit dem Schloss in Versailles, das eine Fassade von über 680 Metern Länge hatte. Es bleibt festzuhalten, dass Größe in der Architektur Gegenstand traditionell größter Anstrengungen ist. Großheit“ ist eine Qualität an sich.



New Century Global Center in Chengdu/China, 2010–13. Das größte Gebäude der Welt (mit der größten Nutzfläche) misst im Grundriss 400 x 500 Meter und ist 100 Meter hoch. Foto: Wikimedia commons, CC BY 3.0 liuzusai, 2014



Klinikum Aachen von Wolfgang Weber, Peter Brand und Partner, 1969–85, Ansicht 2007, Foto: Thomas Robbin

Links: Die in die Jahre gekommene Universität Bielefeld, Foto 2016 (Sonja Hnilica).

Die Fassaden sind zwar sanierungsbedürftig, doch das Bauwerk funktioniert nach wie vor gut.

Rechts: Hyatt Regency Atlanta: Wikimedia Commons, CC BY SA 3.0, Connor.carey at English Wikipedia, 2007

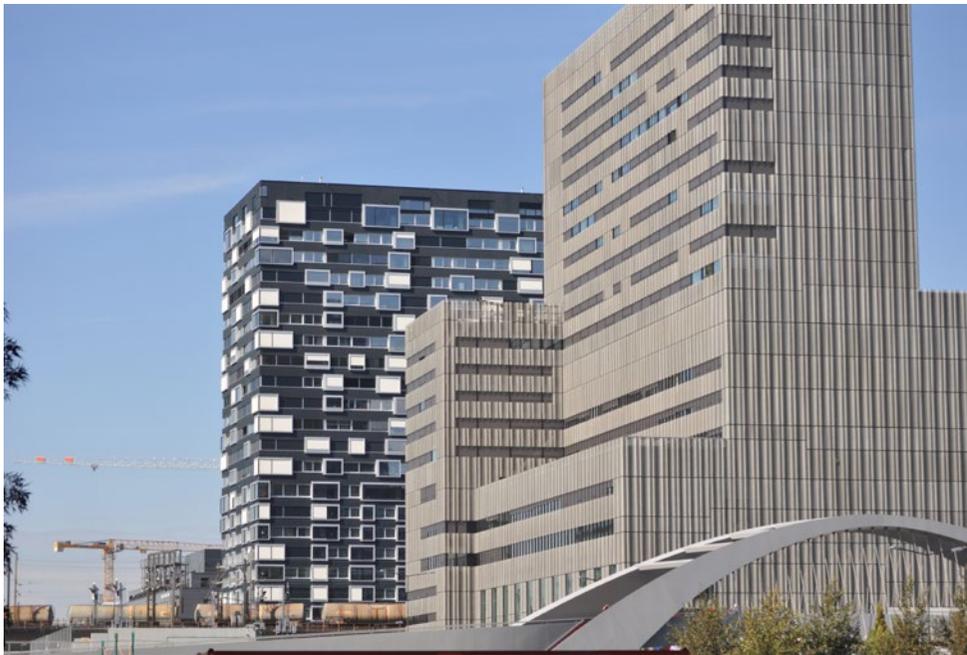


BIGNESS

Während anderswo neue Großstrukturen entstehen, werden die hierzulande existierenden sowohl das Frankfurter Nordwestzentrum als auch die Bielefelder Universität und das Klinikum Aachen als abweisend wahrgenommen und mit Burgen, Bohrseln und Raumschiffen verglichen.

Aus heutiger Sicht erscheint die Ausgestaltung der Ränder von Großstrukturen als besonders problematisch. Die Komplexe sitzen fast durchwegs auf Parkhaussockeln, um der damals so wichtigen Forderung nach Verkehrstrennung Rechnung zu tragen. Auf dem Erdgeschossniveau sehen sich etwaige Fußgänger Garageneinfahrten, Liefereingängen und Müllräumen gegenüber.

Der Umraum wird aber auch deshalb unwirtlich, weil die im Inneren geschaffenen Räume mit dem umgebenden Stadtraum in Konkurrenz stehen. Rem Koolhaas, der sich bekanntlich für großvolumige Hybridbauten begeistert, schrieb 1995: „Beyond a certain scale, architecture acquires the properties of BIGNESS“. Und Koolhaas betonte weiter, dass sich in sehr großen Bauten das Verhältnis zwischen innen und außen verändere: In Bauten wie dem Hyatt Regency Hotel in Atlanta (1963–1967) von John Portman – oder auch in Shoppingmalls – übernehmen Innenräume alle Funktionen des öffentlichen Raums. Der Stadtraum wird seiner Funktionen entleert und zur umgebenden Landschaft degradiert, einer unwirtlichen Steppe. Diese „Nebenwirkung“, von Koolhaas so präzise beschrieben, hat die Großstrukturen zum Feindbild einer ganzen Generation von Stadtplanern und Architekten gemacht.



Eine 1972–77 errichtete Großmolkerei in Zürich wurde nach Plänen von EM2N 2005–14 zum Zentrum für Wissenschaft und Kultur umgebaut. Heute heißt es Toni-Areal, Zürcher Hochschule der Künste. Foto: Wikimedia Commons, Micha L. Rieser, 2014



Der Großwohnbau DeFlat Kleiburg in Amsterdam-Bijlmermeer wurde 2012–16 von NL Architects und XVW architectuur umgebaut. Die Architekten betonten, bei der Sanierung dessen monumentale Größe durch einheitliche Fassadengestaltung erhalten zu haben. Stark verändert wurde hingegen die abweisende Sockelzone. Foto: Stijn Poelstra

NEUE PERSPEKTIVEN

Was also tun? Bestandsbauten solcher Größe binden so viel graue Energie, dass es schon aus ökologischer Sicht geboten ist, sie möglichst lange weiter zu nutzen, auch wenn gewisse stadträumliche Defizite nicht von der Hand zu weisen sind. Wie bereits festgestellt, wurden Großstrukturen seinerzeit als kleine Städte konzipiert. Die bauliche Struktur von Städten verändert sich über die Zeit. Parzellen werden neu bebaut, das Straßennetz hingegen überdauert Jahrhunderte. Warum soll man Großkomplexe nicht in ähnlicher Art und Weise weiterentwickeln? Erste Versuche gibt es bereits: In Zürich wurde das Toni-Areal, eine einstige Großmolkerei, von EM2N, 2005–2014 zu einem Zentrum für Wissenschaft und Kultur umgebaut. Der 170 x 90 Meter messende Industriebau wurde mittels Einbauten, Aufstockungen und Einschnitten zu einem Hochschulstandort mit integriertem Kulturzentrum und 100 Wohnungen. Am Pariser

Boulevard Macdonald Norden wurde 2016 ein Hybridbau mit 165.000 qm Nutzfläche nach einem Masterplan von OMA fertiggestellt. Das Projekt ist in unserem Zusammenhang besonders interessant, da es sich um den Umbau eines 600 m langen Depotgebäudes (errichtet von Marcel Forest, 1964–70) handelt. Rem Koolhaas und Floris Alkemade fassten den Industriebau als „urbanes Regal“ auf, parzellierten es auf mehreren Ebenen und bauten dort die Stadt weiter. Diese Idee, die den Megastruktur-Gedanken der 1960er Jahre wieder aufgreift, erscheint gegenwärtig eine Renaissance zu erleben.

Gerade unter den vielerorts so verrufenen Großwohnkomplexen des sozialen Wohnungsbaus sind jüngst einige erfolgreiche Aufwertungskampagnen zu verzeichnen. Ein Beispiel dafür stellt das Projekt DeFlat Kleiburg (von NL Architects und XVW



Ihme-Zentrum in Hannover von Helmut Kloss, Peter Kolb & Partner, 1972–1975, Ansicht 2016. Das gebirgsartige Bauwerk erstreckt sich knapp einen halben Kilometer entlang des Flüsschens Ihme. Foto: Sonja Hnilica

architectuur, 2012–16) dar, das 2017 mit dem Europäischen Mies van der Rohe Award ausgezeichnet wurde. Interessant ist daran zuallererst der Umstand, dass der renommierte Architekturpreis nicht an einen Neubau, sondern an eine Sanierung vergeben wurde. Gegenstand dieser war ein 400 Meter langer Riegel in der 1967–77 errichteten Großwohnanlage Amsterdam-Bijlmermeer, die zwischenzeitlich extrem heruntergekommen war. Die Architekten gestalteten die abweisende Sockelzone um

und sanierten die Fassaden. Die zukünftigen Bewohner konnten preisgünstig unfertige Wohnungen im Rohbau erwerben und diese nach ihren Wünschen fertig ausbauen. Die Vorgehensweise erinnert an den niederländischen Architekten John Habraken, der 1961 mit seinem Buch *De dragers en de mensen* den Wohnungsbau revolutionieren wollte. Habraken forderte, anstelle fertiger Häuser „Träger“ zu errichten, in die die Bewohner ihre Unterkünfte selbst einbauen könnten wie in einem großformatigen Regal.



Der Glaube an das Große in der Architektur der Moderne
 Großstrukturen der 1960er und 1970er Jahre
*Betonkolosse aus der Nachkriegszeit prägen das Gesicht vieler Städte – wie geht
 Stadtplanung heute mit diesem Erbe um?*

Autorin: Sonja Hnilica
 Park Books, Zürich 2018
 264 Seiten
 ISBN 978-3-03860-093-0
 48 Euro

Initiativen der Bewohner spielen eine nicht zu unterschätzende Rolle, wie das Ihme-Zentrum in Hannover zeigt (von Helmut Kloss, Peter Kolb & Partner, 1972–75). Der gebirgsartige Komplex wurde seinerzeit als Public-Private-Partnership errichtet, ist knapp einen halben Kilometer lang und hat sagenhafte 285.000 Quadratmeter Nutzfläche: Im Sockel gibt es Gewerbeflächen, darüber eine offene Fußgängerpassage, in den oberen Geschossen Büros und Wohnungen. Während die Eigentumswohnungen sorgfältig gepflegt wurden, wirtschafteten Großeigentümer die gewerblichen Bereiche herunter. Die Geschäftsflächen stehen seit Jahren leer, und die öffentlichen Wege durch das Gebäude bieten einen wüsten Anblick. Ein Abriss würde auch die Heimat und das Vermögen von 2.500 Wohnungseigentümern zerstören. Jüngst hat sich eine Initiative gebildet, die für eine Neubewertung des Komplexes kämpft. Im Sommer 2016 wurden Teile der desolaten Plattform von einer *Urban Gardening*-Initiative belebt, es fanden Konzerte und Filmabende statt. Ein neuer Diskussionsprozess ist in Gang gekommen.

Die Beispiele zeigen: zwischen Abriss und Konservierung als Denkmal gibt es viele Möglichkeiten. Die Hinwendung zum Weiterbauen mag in Deutschland, wo nach den Kriegszerstörungen jahrzehntelang geplant wurde, als habe man eine *tabula rasa* vor sich, wie ein Umbruch erscheinen, de facto wäre es wohl eher eine Rückkehr zur Normalität.

Dr. habil. Sonja Hnilica ist Privatdozentin an der TU Dortmund und vertritt derzeit die Professur Städtebau und Bauleitplanung an der Fakultät Raumplanung ebendort. Sie forscht zu Geschichte und Theorie von Architektur Stadt und hat im Rahmen des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Verbundprojektes „Welche Denkmale welcher Moderne? Erfassen, Bewerten und Kommunizieren des baulichen Erbes der 2. Hälfte des 20. Jahrhundert“ Großstrukturen der Nachkriegsmoderne untersucht. Ihre Habilitationsschrift ist unter dem Titel „Der Glaube an das Große in der Architektur der Moderne. Großstrukturen der 1960er und 1970er Jahre“ 2018 im Verlag Park Books in Zürich erschienen.



Oben und darunter: Corviale in Rom von Mario Fiorentino, 1975–82. Eine fast einen Kilometer lange Wand steht frei in der Landschaft und fasst 1.200 Wohnungen. Der monumentale Riegel mit den Volumen einer Kleinstadt erregte als "Alptraum in Zement" die Gemüter. Foto: Wikimedia Commons, CC BY SA, indeciso42, Wikimedia Commons, CC-BY-2.0. Henrik Schulte

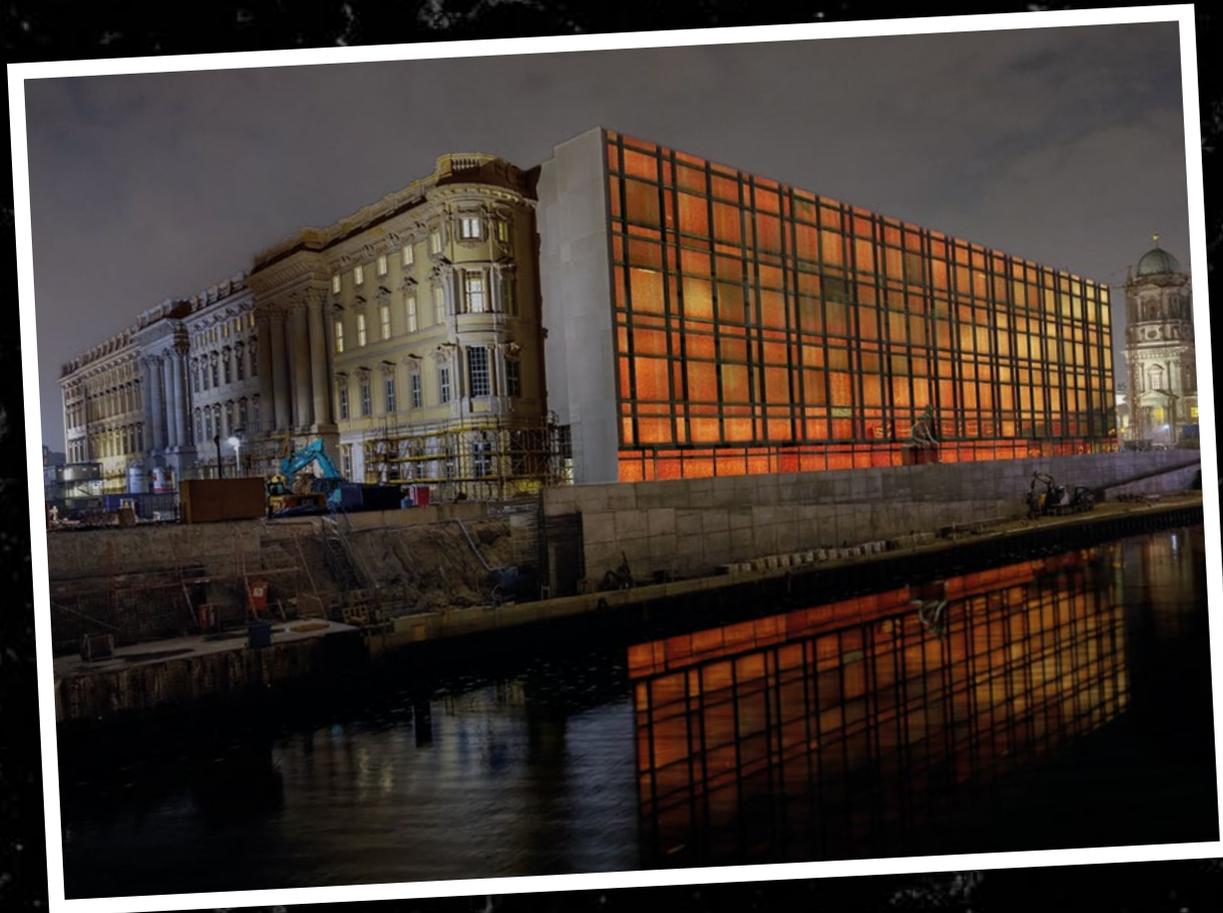


Rechts: Metastadt Wulfen von Richard J. Dietrich et al., 1974–75. Ein Stadtbausystem sollte sich zu einer multifunktionalen Stadt auf mehreren Ebenen verdichten. Von der geplanten funktionsgemischten und entwicklungs-offenen hügel-förmigen Wohnagglomeration wurde in Wulfen letztlich nur rund ein Viertel errichtet. Nach 12 Jahren erfolgte der Abriss. Foto: Baukunstarchiv NRW, Vorlass Polönyi

_Mauerwerk

Grünlinge
Handstrichziegel
Kimmschicht
Verblender
Waalformat
Wilder Verband

... noch Fragen?



JUBILÄUMSSCHIMÄRE

Ist die aus vielen hundert Leuchtbällons bestehende Lichtgrenze, die zum 25. Jahrestag des Mauerfalls quer durch Berlin verlief, an inszenatorischer Strahlkraft noch zu überbieten? Am 9. November werden wir es wissen. Berlin feiert sieben Tage lang den 30-jährigen Mauerfall – unter anderem mit Inszenierungen an der Gethsemanekirche, am Alexanderplatz, am Brandenburger Tor, der East Side Gallery, an der Stasi-Zentrale in Lichtenberg und am Schlossplatz, wo der 2008 abgerissene Palast der Republik für kurze Zeit als Kulisse vor der wiedererrichteten Stadtschlossfassade leuchtet. *fm // Visualisierung: Copyright Kulturprojekte Berlin unter Verwendung von Fotos von Harf Zimmermann*